Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 25. Bromberg, den 24. März 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(3. Fortsetzung.)

Der Deutschamerikaner stieß einen Laut des Unmutes aus. „Es ist doch immer dasselbe. Brutale Gewalt, die über den Schwächeren herfällt oder über den, den sie für den Schwächeren hält, um sich dann den Mantel des Rechtes zu borgen, der die moralischen Blößen verhüllen soll. Man muß die Geschichte nur ohne Vorurteile lesen, um die Fälschungen zu durchschauen, mit denen Unrecht zu Recht, Hinterlist und Betrug zu göttlicher Fügung, unverhüllte Vergewaltigung ganzer Völker zur eigenen, freien Willensbestimmung derselben umgelogen wurden. Das war zur Zeit der alten Pharaonen auch nicht anders. Nur kam damals noch der Wille der Götter dazu, der sich in dunklen, zweideutigen Orakelsprüchen kundtat. Was kann es neues geben für einen, der 5000 Jahre menschlicher Geschichte studiert hat."

„Die Bolschewiken," erklärte Wieser.

Der amerikanische Forscher lachte. „Das war schon oft da. Eine Verfallserscheinung nach unglücklichen Kriegen. Sogar schon bei den alten Ägyptern. Da war so ein Pharao, wie hat er nur gleich geheißen . . . .?"

„Das ist doch gleichgültig," unterbrach Wieser. „Ich merke mir den Namen so nicht."

„Nun, der kehrte geschlagen heim. Einer der Kriege mit den Babyloniern und Syrern. Sie finden die Geschichte im Papyros Rainer. Da hetzten einige Schreiber das Volk auf gegen den König, die Krieger und die Priesterkaste; denn die Priester hatten den Krieg gesegnet, die Krieger ihn verloren."

„Der Moloch des Militarismus", sagte Wieser.

„Ganz richtig. Die Soldaten meuterten, die Bürger und Bauern erhoben sich, der Pharao wurde vertrieben, die Priester aus den Tempeln gejagt, das Volk erklärte sich für frei. Dann kam der Zorn der Götter. Auf den Feldern wuchs nichts . . . ."

„Nun ja, kenne ich, die Bauern wollten nicht arbeiten."

„Es kam dazu, daß — wie es im Papyrus heißt — sogar ein Handarbeiter mehr zum Leben hatte, als ein Schreiber."

„Kenn ich, kenn ich. So weit halten wir jetzt in Deutschland. Wie ging die Geschichte in Ägypten damals aus?"

„Wie alle diese Dinge immer ausgegangen sind und ausgehen werden. Das Volk kehrte reuig zu den alten Göttern zurück . . . ."

„Die Kirchen in Deutschland sind heute voller, als in der Kaiserzeit."

„Die Priester brachten dem Volke einen neuen Pharao, der die Syrer und Babylonier schlug, und es kam mit dem Segen der Götter wieder Ordnung, Brot und Reichtum ins Land."

„Das walte Gott!" sagte Wieser und erhob sich. „Schauen Sie, Professor, die herrliche Abendröte. In einer halben Stunde wird zur Fütterung geblasen. Wir müssen in die Kabinen, die Kriegsbemalung anlegen für die Abendmahlzeit."

Frack oder Smoking war für ein englisches Souper unerläßlich. Besonders für „erstklassige" Menschen. Schon mit Rücksicht auf die Damen, die an den Mahlzeiten teilnahmen.

Das schöne Geschlecht befand sich auf dem „Francis Drake" entschieden in der Minderzahl. So kam es, daß Wieser, der als einer der letzten Fahrgäste in das Schiff gestiegen, zwischen dem Holländer van Young und dem Deutschamerikaner Rehberger saß. An der Spitze der Tafel thronte der Kapitän, dann kam Old England, sorgsam abgesondert von den anderen minderwertigen Völkern, den Amerikanern, Franzosen, Ägyptern, Juden und Neutralen. Wieser war der einzige „Feind".

Engländer sind immer kalt und zugeknöpft. Sie werden Fremden gegenüber nicht leicht warm. So hatten sich auch zwischen Wieser und den meisten Herren an Bord keinerlei Beziehungen angebahnt. Er verbeugte sich stumm, wenn er bei den gemeinsamen Mahlzeiten erschien und verschwand unauffällig beim allgemeinen Aufbruch.

Heute war das erste Mal die Abendtafel voll besetzt. Es wurde viel und lebhaft gesprochen. Was da oben, ferne von ihm, gesprochen wurde, konnte der deutsche Arzt nicht verstehen. Die Tafelmusik war zu geräuschvoll.

Nach dem dritten Gange erhob sich der Kapitän und klopfte ans Glas. Allgemeine Stille trat ein.

„Ladies and Gentlemen! Mein Schiff hat sich infolge des Ihnen bekannten Schraubendefektes um vier Tage verspätet. Daher wird es erst in Alexandrien anlegen. Neapel, Brindisi und Malta entfallen. Es ist auch keine Karte nach einem dieser Orte gelöst. Der Kurs geht um die Westseite von Sizilien."

Nun erhob sich noch ein Offizier und wiederholte diese Mitteilung in französischer Sprache.

Darauf setzte die Musik wieder ein.

„Ärgerlich!" sagte der Professor Rehberger. „Ich habe mich schon auf die Neuausgrabungen von Pompeji gefreut."

„Echt englisch, diese Rücksichtslosigkeit!" schimpfte der Holländer van Young. „Erst müssen wir vier Tage warten, bis Lord Welcome, der bengalische Tiger, seine Instruktionen hat, und dann müssen wir im Eiltempo, ohne anzulegen, an Italien und Griechenland vorbeiflitzen, weil die Instruktionen dringend sind."

„Dann würde er wohl dienstlich auf einem Kriegsschiff fahren," wandte Wieser ein.

„Nein, da fährt es sich nicht so bequem. Auch könnte er nicht mit seinen beiden Töchtern und dem Schwiegersohn reisen."

Nun machte die Musik wieder eine Pause, und man hörte die knarrende Stimme Lord Welcomes vom oberen Ende des Tisches, der, sichtlich bemüht zu flöten, seiner Tischnachbarin erklärte: „O, das arme Kind! Ich versichere Sie, Madame, es greift mir ans Herz, wenn ich ein Kind weinen höre. Lieber selbst die ärgsten Schmerzen dulden, als ein Kind leiden sehen."

„Es ist unglaublich," sagte der Holländer, „was für ein weiches Gemüt so ein englischer Kolonialgeneral beim Abendessen hat. Da hat es im Kriege in Indien Schwierigkeiten mit der Bevölkerung gegeben. Infolgedessen hat sich unser General, ein echter Schüler Lord Kitcheners, den Beinamen „der bengalische Tiger" erworben."

„Wer ist denn die Dame, mit der er spricht?"

„Haben Sie etwas so Reizendes und Entzückendes schon einmal gesehen? Sie heißt Madame Lagrange und ist die Frau eines höheren französischen Offiziers, eines Genieobersten."

„Eine Französin?" frug Wieser verwundert. „Ich habe sie für eine Engländerin, Schwedin oder Deutsche gehalten.

Hochgewachsen, blond, blaue Augen, dabei in jeder Bewegung große Dame. Unglaublich!"

„Sie ist Elsässerin. Hat erst nach dem Krieg geheiratet. Im Jahre 19 oder 20."

„Dann allerdings . . . . ."

Die Musik spielte den Schlußmarsch, man erhob sich vom Tisch.

Am nächsten Tage, bei herrlichstem Frühlingswetter saß Wieser wieder vorne auf seinem Lieblingsplatze mit dem amerikanischen Professor, als er hinter sich die Worte hörte: „Herr Dr. Wieser, glaube ich."

„Sehr richtig. Mit wem habe ich das Vergnügen?"

„John Palmer."

„Angenehm. Was wünschen Sie, Herr Palmer?"

„Meine Frau ist plötzlich erkrankt, Herr Doktor, da möchte ich Sie bitten . . . . ."

Wieser schüttelte den Kopf. „Tut mir sehr leid, Herr Palmer. Ich bin hier nur Reisender. Nicht Arzt. Habe nicht einmal das Recht, auf englischem Boden von meinem ärztlichen Wissen Gebrauch zu machen."

Herr Palmer, mittelgroß, bartlos, blond, blauäugig, war sichtlich aufgeregt. Ebenso sichtlich bemüht, seine Erregung nicht zu zeigen.

„Herr Doktor, ich habe mich natürlich an den Herrn Dr. Hill, den Schiffsarzt gewendet. Dr. Hill wünschte nun, Sie, als bekannten Chirurgen von Ruf, beizuziehen und sagte, ich solle Sie bitten."

„Ach so. Das ist natürlich eine andere Sache. Entschuldigen Sie mich, Professor. Bitte, führen Sie mich, Herr Palmer."

In einem großen Salon lag eine reizende, blonde Engländerin — sogar kleine Füße hatte sie — auf einer Chaiselongue. Im selben Zimmer Lord Welcome mit noch einer jungen Dame, der Schiffsarzt und eine Wärterin. Der General stellte sich als Vater der jungen Damen vor, dann überließ er den Ärzten das Feld.

Der Befund war klar. Ein plötzlicher Anfall von Blinddarmentzündung. Ob die junge Dame mit dem Leben davon kommen könne, wenn man volle drei Tage wartete, bis das Schiff Alexandrien erreichte, war mehr als fraglich. Am vernünftigsten sofortige Operation.

Die zu Gebote stehenden Instrumente und das zum Operationssaal umgestaltete Sprechzimmer des Schiffsarztes genügten gerade. Zur Narkose meldete sich Frau Lagrange. Sie habe während des Krieges in einem Militärspital hunderte von Narkosen ausgeführt.

Eine Stunde später lag die Leidende wohlbandagiert in ihrem Bette und schlief ihren Chloroformrausch aus, bewacht von der Wärterin und dem Schiffsarzt. Wieser saß neben Frau Lagrange auf einem Korbstuhl an Deck.

Erst tauschten sie Höflichkeiten und Lobsprüche aus. Die Dame erklärte, Dr. Wieser habe gottvoll operiert, — und er fand, daß sie glänzend narkotisiert habe. Dann sprach sie ihre Verwunderung darüber aus, daß er Arzt sei. Sie habe ihn nach seiner Haltung und seinem Äußern für einen Soldaten gehalten.

„Das ist Vererbung, Gnädige," sagte er. „Ich stamme aus einer deutschen Offiziersfamilie. War auch zu diesem Beruf bestimmt. Wußte und wollte es nicht anders bis zu meinem zehnten Lebensjahre. Damals erkrankte mein jüngster Bruder im Alter von knapp einem Jahre an Rachenbräune und starb daran. Aus der Erklärung des Stabsarztes verstand ich eben so viel, daß ich diese Membranen für kleine Tierchen hielt, die zu Häuten verwachsen. Und daran mußte mein armer, kleiner Bruder ersticken. In der Nacht nach seinem Tode faßte ich den Vorsatz, Arzt zu werden und diesen fürchterlichen Bestien zu Leibe zu gehen, die unsern Willi umgebracht. Meine Eltern waren im Guten nicht dafür zu haben und brachten mich in die Kadettenschule. Von dort ging ich im Laufe eines Monats dreimal durch. Nichts konnte meinen kindlichen Starrsinn brechen. Schließlich mengte sich ein Onkel ein, und ich kam aufs Gymnasium."

Frau Lagrange lachte. Ein entzückendes, melodisches Lachen. „Haben Sie sich diesen festen Willen bewahrt? Dann sind Sie ja ein ganz gefährlicher Mensch!"

„Das geht leider nicht, gnädige Frau. Im Leben steht man oft vor Mauern, die fester sind, als die härtesten Schädelknochen. Aber wenn Sie mir erlauben, von einem interessanteren Gegenstand zu sprechen, so möchte ich sagen, daß ich Sie, Gnädige, nie für eine Französin gehalten hätte."

„Ich bin keine Französin, Herr Doktor. Ich bin und bleibe Deutsche, wenn es auch die Umstände mit sich brachten, daß ich die Bewerbung eines französischen Offiziers annahm. Ich beklage es tief, daß in Paris Leute am Ruder sind, welche die Abgründe zwischen diesen beiden Völkern stets mehr vertiefen und einen neuen Krieg zwischen beiden zur Freude Englands hervorrufen. Das wird wieder die Früchte einheimsen, wie schon so oft in den letzten Jahrhunderten. Können sich Deutsche und Franzosen denn nie vertragen?"

„Warum sagen Sie das mir? Warum nicht Ihren neuen Landsleuten?"

Die Dame lachte. „Ich sage es ihnen so oft als möglich. Und bekomme stets die Antwort: Wenn der Engel der Versöhnung Ihre Züge trägt, Madame . . . ."

„Excuse, Madame", unterbrach sie die Stimme Palmers.

„Ah, Lord Palmer! Wie geht es unserer armen Ethel?"

„Sie ist aufgewacht und klagt über große Schmerzen. Der Schiffsarzt wies mich an den Operateur."

Wieser erhob sich und verbeugte sich vor der Dame. Im gleichen Augenblick wurde sein Stuhl vom Amerikaner Johnson eingenommen, der sofort lebhaft auf die junge Frau einzusprechen begann.

Die Wundschmerzen der Patientin wurden in wenigen Augenblicken von einer Morphiuminjektion gestillt. Den aufgeregten Verwandten konnte der Arzt die beruhigende Mitteilung machen, daß alles gut stehe und die Schmerzen der Kranken eine selbstverständliche, notwendige Sache seien. Darauf beruhigten sie sich und ließen von ihm ab. Nur Lord Palmer geleitete ihn an Deck zurück.

„Sagen Sie, Mylord, woher wußten Sie, daß ich Chirurg sei?"

„Sehr einfach, Herr Doktor. Ihre Schiffskabine wurde telegraphisch von der japanischen Botschaft in London bestellt. Das mußte doch auffallen. Da erkundigte man sich eben."

Auf Deck fiel Wieser sofort dem Holländer van Young und dem Professor Rehberger in die Hände.

„Ah, da kommt er, der Held des Tages", rief der letztere. „Jetzt ist er aufgenommen unter die „uper ten"."

„Da kennt er uns natürlich nicht mehr", brummte van Young.

„Im Gegenteil, meine Herren. Ich sehne mich geradezu nach einer Schachpartie und einer gut gestopften Pfeife."

„Hören Sie, Doktor", verlangte der Holländer, „Sie müssen mich der Frau Lagrange vorstellen."

„Mich auch", begehrte der amerikanische Historiker.

Wieser lachte. „Schön. Diesmal haben Sie Weiß. Beginnen Sie."

Er hatte eben die Partie beendet, als er von einem Steward zu dem Schiffsarzt gerufen wurde.

„Wie geht es Lady Palmer?"

„Gut, Herr Doktor. Ich möchte Sie um Ihre Unterstützung in einem andern Falle bitten."

„Was für ein Fall?"

„Eine englische Herzogin. Ehrlich gesagt, ich kenne mich nicht aus. Wollen wir hinüber gehen?"

„Einen Augenblick, Kollege. Da sie auf uns wartet, haben wir ja noch vorher Zeit, uns zu besprechen. Was fehlt ihr?"

„Seit 14 Tagen quält sie mich täglich stundenlang. Bald hat sie Schmerzen im Rücken, dann Schwindelgefühle, dann Herzbeschwerden, dann keinen Appetit, dann Heißhunger. Bei genauester Untersuchung ist nichts zu finden. Sie schluckt die Medikamente pfundweise und ist dabei stets leidend."

„Wie alt ist Ihre Herzogin?"

„34 Jahre. Sie gesteht aber nur 26 zu."

„Und der Herzog?"

„64!"

„Befindet er sich auf dem Schiffe?"

„Nein. Sie treffen sich in Hongkong und fahren dann miteinander weiter."

„Nun, der Fall ist nach Ihrer Schilderung sehr klar."

„Wieso? Was fehlt der Dame?"

„Gestatten, Kollege, eine Frage?"

„Bitte."

„Was ist Ihre Vorbildung?"

„Ich bekam den Grad im zweiten Kriegsjahre. Wurde sofort nach Belgien in die Schützengräben geschickt, machte durch zwei Jahre Notverbände und schickte, was krank war, zurück. Dann diente ich bis zum Friedensschluß als Hilfsarzt in einem Spital in Calais, Abteilung Haut und venerische Krankheiten. Daraufhin bekam ich als Arzt, der den Krieg mitgemacht, diese Stelle auf dem „Francis Drake". Im August übernehme ich ein Spital in den Kolonien, dank den Verbindungen, die ich hier auf dem Schiffe erworben."

„Natürlich, die alte Geschichte. Überall dasselbe. Die Verbindungen!" dachte der Deutsche. Laut sagte er: „Also, gehen wir zur Herzogin."

Die Dame, eine zarte, sehr gepflegte Erscheinung von südländischem Typus, empfing die beiden Ärzte im Bett. Erst war sie sehr schwach und hauchte in stockenden Worten, wie krank und elend sie sei. Sie könne nicht aufstehen.

Wieser ließ sie sprechen. Allmählich gewann ihre Stimme an Kraft, die Worte folgten einander rascher, immer rascher, übersprudelten sich, dann setzte sie sich auf.

Eine halbe Stunde hörte der Arzt zu. Dann untersuchte er und nickte dem Schiffsarzt zu. „Ich kann Ihren Befund nur bestätigen, Kollege."

„Was für einen Befund?“ frug die Herzogin, „was fehlt mir?“

„Bitte, Frau Herzogin, schauen Sie mir ins Auge. Recht fest. So. Nein, jetzt lassen Sie mich sprechen. Sie sind müde, nicht wahr, Sie sind müde?“

„Ja, ich bin müde, Herr Doktor.“

„Sie sind sehr müde. Zum Umfallen müde. Sie können sich kaum aufrecht halten. Es kostet Sie große Mühe. Wozu das? Legen Sie sich ruhig hin.“

Die Dame legte sich wieder zurück.

„Bitte mich nur weiter anzusehen,“ sagte der Arzt, sich über die Frau beugend. „Sie sehen mich an, aber Sie sind kaum imstande, die Augen offen zu halten. Sie sind schläfrig, sehr schläfrig, können sich kaum wachhalten. Nun ja. Die Augen fallen Ihnen zu. Sie schlafen. Schlafen Sie?“

„Ja, ich schlafe.“

„Was machen Sie denn da?“ frug Dr. Hill.

„Das sehen Sie doch. Ich hypnotisiere die Dame. Schlafen Sie, Herzogin?“

„Ja, ich schlafe!“

„Hören Sie mich an. Sie fühlen sich krank. Aber der Körper ist gesund. Ihr Herz, Ihre Lunge, Ihr Magen — alles. Es drückt Sie ein Seelenleid.“

„Ja, es drückt mich ein seelisches Leid.“

„Ich werde Ihnen sagen, was Sie drückt. Es bedrückt Ihr Gewissen, daß Sie im Reichtum und Überfluß leben, während Tausende darben müssen. Ist es so?“

„Es drückt mein Gewissen, daß ich in Reichtum und Überfluß lebe, während Tausende darben müssen“, klang es mehr fragend als bestätigend von den Lippen der Schlafenden.

„Nicht so, Herzogin. Sie sind überzeugt von dem, was Sie sagen. Sie fühlen die heilige, unabweisliche Pflicht, etwas von Ihrem Überfluß zur Linderung der Not zu opfern. Was fühlen Sie?“

„Ich fühle die heilige Verpflichtung, etwas von meinem Überfluß zur Linderung der Not zu opfern.“

„Ganz richtig. Wenn Sie erwachen, werden Sie zu den Zwischendeckpassagieren gehen. Und werden sich erkundigen, wovon die Leute leben, warum sie auswandern und was sie für Pläne und Kenntnisse haben. Sie werden genau prüfen, wer einer Unterstützung würdig ist und werden die Würdigen unterstützen. Mit Ihren Beziehungen und Verbindungen, und mit kleinen Geldbeträgen, wo es not tut.“

(Fortsetzung folgt.)

Cieszkowski und der deutsche Idealismus.

Am 12. März 1894, also vor 30 Jahren, starb Graf August Cieszkowski, einer der hervorragendsten Vertreter des polnischen Volkes im neunzehnten Jahrhundert. Er ist als Philosoph, Politiker und Sozialökonom berühmt geworden und verband mit einer universellen Bildung den Sinn für das Allgemeinmenschliche. Seine Werke sind in deutscher, französischer und polnischer Sprache geschrieben.

Cieszkowski wurde im Jahre 1814 im Herzogtum Warschau geboren. 1831 bezog er die Universität Berlin und befreundete sich bald mit Hegels Schüler Karl Ludwig Michelet. Mit einer erstaunlichen Begabung für die Dialektik ausgerüstet, vermochte er bald die historische Stellung der Philosophie Hegels zu erkennen und sich Gedanken über ihre Weiterbildung zu machen. Schon in einem Briefe vom 18. März 1837 aus Warschau an seinen Lehrer und Freund Michelet kündigt er sein Streben an über den rückblickenden Hegelianismus, der nur mit dem Fertigen rechnet, in eine Totalitätsauffassung der Geschichte vorzudringen, die in die keimende Zukunft eindringen will: er will nicht nur nachdenken, sondern vordenken.

1838 ließ er in Berlin bei Veit & Comp. sein Werk „Prolegomena zur Historiosophie“ erscheinen. Er führt die Andeutungen des Briefes weiter aus: In der Weltgeschichte sind drei Epochen zu unterscheiden: die Antike bis auf Christus, die im Gefühl lebte; die christlich-germanische Welt als die des denkenden Bewußtseins und die Zukunft als die des Willens und der Tat. Mit Hegel ist die Reife des Bewußtseins erreicht; es handelt sich jetzt darum, mit Hegels Methode weiterzuarbeiten, nicht aber bei seinen Formeln stehen zu bleiben. Bei Hegel ist das Denken von den Tatsachen überholt worden, jetzt handelt es sich darum, daß das denkende Bewußtsein die Tatsachen überhole, daß die Menschen aus ihrem Bewußtsein heraus die zukünftige Weltgeschichte schaffen.

Es ist notwendig zur substanziellen Einheit von Denken und Sein fortzuschreiten und aus ihr heraus ein neues Substrat zu schaffen. Das kann aber nur dadurch geschehen, daß die dritte Kraft des Menschen: der Wille zu der gleichen Höhe gehoben werde, die Gefühl und Denken erreicht haben; er muß seinen phänomenologischen Prozeß beginnen. Das instinktive Leben der Antike und das epinetheische Leben der Moderne müssen abgelöst werden durch prometheische Tathandlungen. Mit einem Wort: die Zukunft muß eine produktive Epoche werden.

Cieszkowski strebte aus dem Nachdenken in ein „Aus-sich-Denken“, das vollbewußt bei dem Akte des Denkens dabei ist, nicht bloß fertiges Denken bedeuten will, strebte in ein tätiges Denken und von ihm aus in den tätigen Willen. Er strebte eine Erkenntnis an, die eine dem Denken gegenüber neue Welt, in der die realen Grundlagen der sinnlich gegebenen Welt und der Gedankenzusammenhänge liegen, „hervorzeugt“. „Sehr tiefe Andeutungen“ für sein Streben findet er bei Johann Gottlieb Fichte; man kann sagen: er suchte die Synthese von Hegel und Fichte.

Seine Kenntnis der deutschen Philosophie und sein Einblick in die Verschiedenheit der Denkform eines Herder, Schiller, Schelling, Hegel u. a. sind erstaunlich.

1842 erschien in Berlin der erste kritische Teil von Cieszkowskis Schrift „Gott und Palingenesie“. In ihr setzt er sich mit Michelets Denkweise auseinander. Die wichtigsten Punkte dieser Schrift, in die es dem modernen Leser einzudringen nicht leicht ist, sind etwa folgende:

Michelet und die Hegelianer reden viel von dem Dreischritt der Dialektik durch These (Satz), Antithese (Gegensatz) in die Synthese (Übersatz)), aber sie gelangen nicht wahrhaft aus dem Gegensatz in den Übersatz. Sie erweitern den Gegensatz, aber sie dringen nicht zu einem qualitativ Neuen, Dritten vor. Sie gelangen wohl vom unmittelbaren Bewußtsein in das denkende, das nachdenkende Bewußtsein, aber nicht in das tätige Bewußtsein. Und doch gibt es neben der sinnlichen Anschauung und dem abstrakten Denken eine dritte Tätigkeit: die tätige Intuition. Sie dringt einerseits zu den wahren Realitäten vor und vermag andererseits sich auch vor dem unmittelbaren Bewußtsein des einfachen Menschen, der dem abstrakten Denken fernsteht, zu legitimieren.

In unserer heutigen Sprache müssen wir sagen: Cieszkowski erstrebte eine übersinnliche Anschauung aus dem vollbewußten tätigen Denken heraus, nicht bloß eine intellektuelle Anschauung im Sinne Schellings. Und er konnte um so mehr diese Forderung des Aufsteigens aus der bloßen Dialektik in die tätige Intuition aufstellen, weil sein Lebensfreund, der polnische Dichter Krasiński, wenn man auf seine Werke „Die ungöttliche Komödie“ u. a. sieht, sein Künstlertum durch solche Intuitionen befruchtete, so daß ihn die Polen auch „Seher“ genannt haben.

Vom Anfang der fünfziger Jahre, als die Deutschen schon begannen, sich vom Idealismus abzuwenden und in die „realistische Phase“ einzutreten, stammt eine Darstellung der Ideen Cieszkowskis durch Michelet in dessen Werk „Die Zukunft der Menschheit und die Unsterblichkeit der Seele“ (1852), Cieszkowski hat sie anerkannt.

„Man muß — so sagt er in diesem Gespräch der Hegelianer — den Begriff des Geistes durchaus aus einer trichotomischen Auffassung des Menschen (Leib — Seele — Geist), wie sie das Christentum hat, nehmen. Fortdauer der Seele und Auferweckung des Leibes stehen in dem engsten Zusammenhange . . . die Leiblichkeit muß man als das durch die innere Tatkraft des Geistes sich stets Verwandelnde begreifen. (S. 111.)

Erst wenn man von der abstrakten Auffassung des Geistes zu der realen, die ihn als etwas aus sich Tätiges faßt, übergeht, kann man zu einer haltbaren Auffassung des Zustandes eines Individuums während dieses Lebens kommen: sein Zustand muß die notwendige Folge seines Verdienstes in einem vorhergegangenen Leben sein; und so erkläre ich mir — sagt Cieszkowski — allein den Unterschied in der Verteilung der Güter, während alle Individuen mit dem Nullzeichen des Verdienstes begannen. (S. 118/4.)

Über die Besonderheiten der physischen Existenz und die allgemeinen Gedanken, die allen Menschen gemeinsam sind und nur vorübergehend ins besondere Bewußtsein eintreten, ist die eigentliche Persönlichkeit des Menschen, sein reales Ich erhaben. Das reale Ich hat sein Prinzip im Willen, der zugleich die Resultante aller tätigen Kräfte des geistigen Werdens durch die Inkarnationen hin ist . . . Die subjektiven Verhältnisse — Temperament, Alter, Nationalität usw. — und das allgemeine Denken stempeln das konkrete Selbst des Geistes. So wie wir in der kleinen Auferstehung (aus dem Schlafe) uns wiederfinden in unserer Totalität mit allen unseren eigenen Bestimmungen, so muß es der Fall sein in der großen Auferstehung (aus dem Tode) . . .

Diese Wege des Geistes, Wege zum Geiste, die Cieszkowski vom deutschen Idealismus aus einschlug, sind die Deutschen selbst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht mitgegangen: Michelet lehnte sie ab. Solche Wege zum Geiste enthält auch nicht das, was als neuer Hegelianismus

als neuer Idealismus seit 20 Jahren in Deutschland vorhanden ist. Cieszkowski war ein viel gründlicherer Hegelianer als alle die Windelband, Hammacher, Plenge, Georg Lasson, Scholz und andere von heute. Er steht daher Rudolf Steiner näher als sie alle.

Man mag zu Steiner stehen, wie man will, man wird vieles von dem Einfluß Steiners auf die neueste russische Philosophie, besonders auf Andrej Bjely besser verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, zu welchen Ideen Cieszkowski aus dem deutschen Idealismus heraus bereits um 1850 gekommen ist.

Und deshalb, um an meinem Teile zum besseren Verständnis von slawischen Philosophen von heute beizutragen, nicht um irgendwelche Antiquitäten auszugraben, schien es mir zeitgemäß am 30. Todestage des Polen Grafen August Cieszkowski auf seine philosophische Entwicklung und seine Stellung zum deutschen Idealismus hinzuweisen. (Walter Kühne in der „Prager Presse".)

Bunte Chronik

* **Welchen Buchstaben schreibt man am häufigsten?** Daß das E das Rückgrat der deutschen Sprache ist, das erkennt wohl jeder, der sich diese Frage bloß einmal vorgelegt hat. Aber schon bei der Frage, welcher Buchstabe im Häufigkeitsalphabet die zweite Stelle einnimmt, werden die Meinungen auseinandergehen. Man wird sich für das N oder R erklären. Und doch ist zwischen beiden Buchstaben in der Häufigkeit ein sehr großer Unterschied. Wenn das N elfmal vorkommt, kommt das R erst siebenmal vor. Über die Reihenfolge der Buchstaben ist man sich wohl überhaupt nicht klar. Nur, daß das X und das Y auch im Häufigkeitsalphabet den Schluß bilden werden, das weiß man. Die Frage der Buchstabenhäufigkeit einer Sprache hat übrigens auch während des Krieges eine große Rolle gespielt, da ihre Kenntnis ein wichtiges Hilfsmittel für die Entzifferung von Geheimschriften war. Vor dem Kriege hat diese Frage ein mehr wissenschaftliches Interesse gehabt, etwa für Stenographen, und ein kriminelles für die Entzifferung von Kassibern, die die Arbeit des Untersuchungsrichters stören sollen. Zu Beginn der Neunziger Jahre wurde einmal eine offizielle Buchstabenzählung durch den Arbeitsausschuß eines Berliner Stenographenkongresses durchgeführt. Dabei hat man folgendes Ergebnis erzielt: das Häufigkeitsalphabet — die beigefügten Ziffern sagen, wie oft jeder Buchstabe unter hundert Buchstaben vorkommt — lautet folgendermaßen: E (18), N (11), I und R (7), S (6), T und U (5), D, A, H (4), G, O (3), L, B, M (2), F, Z, C, W, K, V (1), P, J, X und Y. Das Wort, das am häufigsten vorkommt, ist „die". Unter 1 000 000 Worten findet man es 3288 mal, „der" 3250, „und" 2853, „ein" 2028 und „in" 1857 mal. „Das" steht mit 1149 an 8. Stelle, „nicht" mit 1035 an 9., „ich" mit 1004 an 10., „sie" mit 901 an 14., „er" mit 772 an 21., „aber" mit 429 an 24., „wenn" mit 276 an 27. Stelle und „da" mit 215 an 34. Stelle.

*

* **Jede Stunde ein Mord in — Amerika.** In keinem Lande des Welt ereignen sich soviel Mordverbrechen wie in Amerika. In den letzten 10 Jahren sind in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 85 000 Morde verübt worden. Diese Ziffer bedeutet, daß fast stündlich in irgendeinem Orte der Vereinigten Staaten von Amerika ein Mensch durch Mord sein Leben einbüßt. Vergleicht man damit die Kriminalität Europas, so ergibt sich, daß sich unter zirka 500 000 Personen in Europa nur ein Mörder befindet, in Amerika dagegen 53. Im allgemeinen wird diese hohe Verbrecherziffer auf die Sympathien zurückgeführt, die das amerikanische Publikum merkwürdigerweise häufig Mördern entgegenbringt. Diese völlig unangebrachten Gefühle schützen den Verbrecher in vielen Fällen vor der Festnahme.

*

* **Die Ehescheidung bei verschiedenen Völkern.** Die Ehescheidung ist keine „moderne" Erfindung. In alten Zeiten konnte sich ein Römer von seiner Frau trennen, wenn sie untreu war, wenn sie ohne Erlaubnis seine Privattruhen öffnete oder wenn sie ohne Bewilligung — berauschende Getränke trank. Trotzdem kamen in 500 Jahren keine Ehetrennungen vor. Sie setzten erst ein, als das Gesetz herauskam, demzufolge beide Teile das Recht bekamen, Ehescheidung zu verlangen. Hieronymus erzählt von einem Mann, der zwanzig Frauen verbannte, und von einer Frau, die sich von zweiundzwanzig Männern scheiden ließ. Die strengen Gesetze des Kaisers Augustus steuerten dem Ehe- und Scheidungsunfug. — Bei den Griechen wurde schon in frühester Zeit der Frau am Hochzeitstag eine Summe für Wittum und für eventuelle Ehescheidung verschrieben. Bei den meisten Völkern tritt die Scheidungsklausel automatisch außer Kraft, wenn in der Ehe ein Sohn geboren wurde. In Korea darf der Mann, wenn er Untreue seiner Frau nachweisen kann, Ehescheidung durch Tötung der Ehefrau beanspruchen. Im Gegensatz dazu stehen die Verhältnisse in Abessinien und bei den Tataren, wo die Ehen ganz nach Belieben der Eheteile aufgehoben werden können. Die Tibetaner gestatten Ehescheidung, verbinden aber damit das Verbot, daß Geschiedene wieder heiraten dürfen. In China ist gesetzliche Scheidung erlaubt bei gegenseitigem Widerwillen, Unversöhnlichkeit und Geschwätzigkeit der Frau. Wenn bei den Turkmanen und Drusen eine Frau die Erlaubnis erbittet, ausgehen zu dürfen, und der Gatte sagt: „Geh'!", ohne hinzuzufügen: „Kehr' wieder!", so ist die Ehescheidung ausgesprochen. Eine neue Trauung kann das Paar dann wieder vereinen. In vielen Gegenden Sibiriens wird Ehescheidung handgreiflich gehandhabt: durch Wegnahme des Schleiers, des Kopftuches oder der Mütze der Frau tut der Ehemann seinen Scheidungswillen kund. Die Indianer, die als Trauzeugen einen Holzstock benutzen, dokumentieren die Ehescheidung durch Verbrennen dieses „Trauzeugen". Der Weltkrieg hat der Institution der Ehe auch in allen Zivilisationsstaaten arg zugesetzt. Nach Ansicht der Volkswirtschaftler und Juristen wird mit Rücksicht auf das ganze Staats- und Völkergefüge die Ehe als Produkt einer mehrtausendjährigen kulturellen Entwicklung des Menschengeschlechts auch fernerhin Geltung haben, da letzten Endes über allen Paragraphen der Ehe- und Ehescheidung eine Formel steht, die die Ehe dem Namen nach als Menschenwerk, aber im tiefsten Grund genommen doch als Naturgesetz ansieht.

*

* **Genie und Kinderzahl.** Auf Grund eingehender Untersuchungen scheint man zu dem Schluß berechtigt, daß geniale Menschen selten die Kinder von jungen Eltern sind und fast niemals als Erstgeborene zur Welt kommen. Sind doch, wie die Zusammenstellungen in den Mitteilungen des Bayerischen Volksschullehrervereins ergeben, unter 74 Männern und Frauen, die in Kunst und Wissenschaft Hervorragendes leisten, nur 10 Erstgeborene. Die überwiegende Mehrzahl, die auf den verschiedensten Schaffensgebieten Bahnbrecher waren, setzt sich aus spätgeborenen Sprößlingen kinderreicher Familien zusammen. Cooper war das elfte von zwölf Kindern, Balzac das letzte von dreien, Napoleon das achte, Franklin das letztgeborene von siebzehn, Rembrandt das vorletzte von sechs, Wagner das siebente, ebenso Mozart, Schumann das fünfte und Schubert das dreizehnte von vierzehn Kindern. Die Eltern bedeutender Menschen waren demnach bei der Geburt ihrer hoffnungsvollsten Sprößlinge bereits in vorgeschrittenem Alter.

*

* **Ein originelles Testament.** Eine in Hatzeg vor kurzem nach langer Krankheit gestorbene Witwe namens Rostas hat offenbar aus Furcht, lebendig begraben zu werden, ein Testament mit einer absonderlichen Verfügung hinterlassen. Ihr ungefähr drei Millionen Lei betragendes Vermögen hinterließ sie dem Knabenwaisenhause in Kronstadt. Das ist schon vorgekommen. In einem Nachhange zum Testament jedoch ordnet sie an, daß der Sarg mit ihrer Leiche in einem offenen Grabgewölbe untergebracht und der Sarg mit Luftlöchern versehen werde, damit sie, für den Fall des Erwachens, nicht ersticke. Zur Sicherheit solle eine telephonische Verbindung zwischen dem Innern des Sarges und der Wohnung des Friedhofbesorgers hergestellt werden. Die Bevölkerung der Stadt ist begierig, ob die enterbten Verwandten diesen absonderlichen letzten Willen erfüllen werden.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Eine neue Till-Eulenspiegel-Geschichte.** Till Eulenspiegel zog über Land und wurde Knecht auf einem großen Bauernhof. Eines Tages sagte der Bauer: „Auf dem Felde stehen viele Kohlköpfe, die wollen wir dem Vieh zu fressen geben. Hole für jede Kuh einen Kohlkopf, Till, aber achte darauf, daß die Kuh den größten Kohlkopf kriegt, welche die meiste Milch gibt." Am Abend sagte der Bauer: „Till, hast du alles ausgeführt, was ich dir aufgetragen habe?" „Ja, Bauer, ich habe getan, wie Ihr befohlen habt." „Und wer hat den größten Kohlkopf bekommen, die Blesse oder die Schwarzbunte?" „Nein, Bauer", sagt der Till Eulenspiegel, „den größten Kohlkopf habe ich an den Pumpenschwengel gebunden."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.